

Deutsches Schrifttum

Unabhängige kritische Monatschrift

Herausgeber: Prof. Adolf Bartels, Weimar

22. Jahrgang

Nr. 8

August 1930

Moderne Literaturgeschichtsschreibung

Keine Wissenschaft verfällt so leicht dem Dilettantismus wie die Literaturgeschichtsschreibung: man liest Bücher, gibt seine Weisheit darüber von sich und glaubt damit schon die notwendige Arbeit geleistet zu haben. Ich habe bereits vor fast einem Menschenalter, 1903, die der literaturgeschichtlichen Arbeit mit Notwendigkeit vorangehende kritische Arbeit in ihrer Weisheit gründlich dargestellt, in meiner Schrift „Kritiker und Kritiker“, und dann auch in kleineren Schriften wie „Der Literaturhistoriker und die Gegenwart“ (1910) Aufgabe und Ziel des Literaturwissenschaftsbetriebs genauer entwickelt, endlich in dem Schlusskapitel meiner großen „Einführung in die Weltliteratur im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes“ „die Gesetze der Literaturentwicklung“ herauszustellen versucht. Allzuviel geholfen hat das nicht und wird es auch für die Zukunft nicht tun: Die Dilettanten werden immer ihren manchmal recht großen Mund aufmachen, und das breite Publikum wird auf sie hineinfallen, da es die Literaturgeschichte nur als bequemes Nachschlagewerk betrachtet. — Der typische Literaturgeschichtsdilettant unserer Zeit ist der Jude Eduard Engel. Ich habe über ihn in der Aprilnummer des „Deutschen Schrifttums“ 1929 ziemlich ausführlich geschrieben und will heute nur noch einiges über sein letztes Werk „Was bleibt?“ (Kochler & Amelang, Leipzig) sagen. Es ist weniger schlimm als die „Geschichte der deutschen Literatur“ Engels, da das Reden über dies und das hier ja eine gewisse Berechtigung hat, aber es kommt doch zuletzt sehr wenig dabei heraus. Engels eigentlicher Beruf ist, wie man auf Grund dieses seines Buches einwandfrei feststellen kann, der des Antiquars, und es ist sehr zu bedauern, daß er dies nicht geworden und geblieben ist. „Was bleibt?“ hat den Untertitel „Die Weltliteratur“ und zerfällt in die drei Abteilungen „Grundfragen“, „Das Bleibende in der Weltliteratur“, „Die Maßstäbe“. Eine eingehende Kritik des Engelschen Werkes würde ein Buch füllen; auch der Laie erkennt bald, daß das Meiste, was Engel sagt, bloßes Gerede ist. Selbst die geschichtlichen Angaben stimmen nicht: „Es war einem strebenden Schüler jener (der sechziger) Jahre (des vorigen Jahrhunderts) so gut wie unmöglich, die Hauptwerke unserer ältesten und klassischen Literatur kennen zu lernen“, schreibt Engel, der 1851 geboren ist. Dabei gab es damals, seit 1861, bereits Meyers „Bibliothek der deutschen Klassiker“, die in 25 Bänden alles Wichtige brachte, und 1867 begannen Hempels „Nationalbibliothek der deutschen Klassiker“ (in billigen Lieferungen) und Reclams „Universalbibliothek“ hervorzutreten — die ersten 100 Reclam-Bändchen bringen nicht weniger als 24 Werke Shakespeares, 15 Schillers, 11 Goethes! Welch ein Unsinn ist es dann, wenn Engel behauptet, jede Zeit bilde sich ein: „Wir stehen auf einem Gipfel der Kunstentwicklung, um uns herum schafften Tausende von Klassikern, von Ewiglebensmenschen, von Hochmeistern der Kunst“ — vielleicht ist bei uns Deutschen (von der jüdischen Melange sehe ich ab) genau das Gegenteil der Fall. Engel tut auch, als ob wir nie zuverlässige Kritiker gehabt hätten — dabei haben doch Dichter wie Friedrich Hebbel, Nesthke wie Fr. Th. Vischer, aber auch manche „reine“ Kritiker wie Otto Wand, Ernst Ziel und Friedrich Düssel immer ihre volle Pflicht getan. — Von dem Engelschen Geschwätz über die einzelnen Literaturen und Dichter mögen hier wenigstens einige Sätze stehen: „Der ‚Landprediger‘ (Goldsmiths) hat gute Eigenschaften, aber keine vorbildlichen

Maßstäbe des Bleibenden“, „Scott hatte keinen Sinn für das Maß, das der Erzähler einhalten muß“, „Dicens großartiges, wertvolles Lebenswerk geht langsam unter an der übermäßigen Länge und dem absterbenden zeitlichen Stoff“, „Thackerays Romane sind alle sehr lang, überflüssig lang, und der heutige Leser, der die Kürze zu würdigen gelernt hat, fühlt die Überflüssigkeiten“, „Ihre (George Eliots) Romane sind viel zu lang“ — man muß da wirklich lachen: als ob einer der deutschen wirklichen Leser sich je an der Länge eines Romans gestoßen hätte! Wie's bei den heutigen Juden steht, weiß ich freilich nicht. Gegen Shaws „Geistesraketen, Witzkanonenschläge, Verblüffungsschwärmer sind die geistreichsten Franzosen flau, ist keine langweilig“ (Donner!), „Macon ist so tot wie Corneille . . . Schillers Urteil über Corneille, das zugleich für Racine gilt“ (ei, ei!), „Voltaire war kein nennenswerter Dichter“ (na, na — lesen Sie einmal seine Erzählungen, Herr Engel), „In der wunterlichen Verlorung des Deutschen (!) Offenbach klingt dies (Lied: „Si vous crovez, que je vais dire“) durchaus wie ein echtes deutsches Liebeslied eines Volks- oder Kunstjägers“, „George Sand vermochte keine Menschen zu schaffen“, „Schon spricht kein Mensch mehr von Iym“ (Anatole France), „Die höchste Erzählkunst ist die verhaltene Herzenswärme“, „Die feine, an ihre (Madame Bovarys) Geschichte gewandte Kunst Flauberts ist wirkungslos“, „Von Winckelmann ist so gut wie nichts echte Dichtung, fast alles leerer Singlang, mit der einzigen Ausnahme Walthers von der Vogelweide“, „Jede (Geist) Lessings) ist, wie bei Shakespeare, ein reich besetztes Einzelgeschöpf“, „Was bis jetzt von Bürger geblieben ist, wird bleiben, doch in weitem Abstände hinter Goethes und Schillers ‚Walladen‘ (Hebbel und Eugen Dühring waren anderer Ansicht), „Von Wieland ist nichts geblieben“, „Die zwei stummen Romane Wilhelm Heines sind ohne dichterischen Gehalt“, „All sein Ruom (der Ticks) war Raagypterruhm . . . keine seiner Romane ist geblieben“, (lesen Sie einmal „Dichterleben“, verehrter Herr, wenn Sie's lesen können! oder wenigstens Hebbel und Joseph Willebrand darüber!), „Wie überlegen geistreich ist sich jener ganz unschöpferische Mängel (der Romantiker) vorzulegen, und wie albern erscheint er der Nachwelt“, „Nichts mir's lebt von (Platons) ‚Grafien, Eben, Ellogen, Jöhlen, Zonetten‘ (von den Zonetten lebt noch eine ganze Anzahl), „Ein guter Witz der Staats- und Literaturgeschichte ist der unzerstörbare Ruhm (!) Heinrichs von Müllers“ (des Verfassers von „Grad aus dem Wirtshaus komm ich heraus“), (Grabbes „Don Juan und Faust“), „dessen hohles Wortgebetter mehr als einmal ins Alberne umschlägt“ (später sagt er noch über Grabbe: „Grabbe war unfähig, auch nur schlechte Verse zu machen. Das Wort Dilettant ist für ihn viel zu hoch gegriffen; er war einfach ein Nicht-Könnner“ — ich habe Grabbe ja auch schon beurteilt, aber sein Quäpriel „Zherz, Zetire, Zronie und tiefer Bedeutung“ bedeutet doch etwas, und ohne ein gewisses Können wäre seine Wirkung nicht möglich gewesen), „Verstorbener kann man nicht sein als all sein (Jahr Pädler Muskaus) (Schreibe heute ist“ (man kann aus Pädler noch heute sehr viel lernen), „Einmal ist Gottlieb in das Reich der hohen Kunst emporgestiegen, in seiner kurzen Erzählung „Eli, die eltsame Magd“ (er hat noch sehr viele andere künstlerisch wertvolle kleinere Erzählungen geschrieben), „In diesem Buch werden kein Zittenberichte gehalten, weil es nicht von einem Phas

riärer und sündenfreien Literaturpapst, sondern von einem strengen Menschen geschrieben wird" (bei Gelegenheit Heines — das i net lach!) — na, ich denke, man wird jetzt genug haben. Daß in Heines dramatischem Werk Zukunfts-werke schlummern sollen, daß noch heute bei dem Namen Sturm die törichte Bemerkung „Immenjee“ ertönen soll, der Gegenstand von Freytags „Journalisten“ armselig ist (ja, ja der Schmock!), daß Freytags „Alten“ die Leser ermüden sollen, daß Schaffels „Ellehard“ nicht bleiben wird, daß Hebbels Gedichte jetzt schon bekannter sind als seine Dramen, daß von Villencrons Gedichten keins bleiben wird, daß Dehmel kein außerordentliches Gedicht hat (ich nenne bloß das „Nokturno“), daß keiner von all den Bekrönten der früheren Zeiten so wichtig war wie Gerhart Hauptmann, mag von der jüdischen Engel-Welsheit doch auch noch erwähnt sein. Es sind aber sogar die nationalen deutschen Blätter auf „Was bleibt?“ hineingefallen. Ja, ja, das heutige Deutschland!

Flüchtig will ich hier noch einige andere Literaturgeschichtliche Werke nennen, die in Neuauflagen oder neu hervorgetreten sind. Da ist Karl Heinemanns „Die deutsche Dichtung“ (Alfred Kröner-Verlag, Leipzig), die jetzt in achter Auflage, von Friedrich Michael bis zur Gegenwart fort geführt, vorliegt. Ich schätze Heinemanns Goethe-Biographie, die wohl die ausführlichste und genaueste ist, der Gesamtliteratur ist er aber nicht recht gewachsen. Man kann doch nicht die Kirchenlieddichter Paul Gerhardt, Martin Hindhardt usw. vor Hutten und Rurmer und Fischart, nicht Wieland vor Lessing, die Göttinger vor Wieland, nicht Zacharias Werner, Müllner und Houwald vor den Schlegeln und Tieck, nicht die Schwaben nach Grillparzer, Venau und die Drosche vor Rüdert, Heise vor Hebel, Wienhard vor Fontane, Gottschalk nach Groth und Reuter, Raimund nach Anzengruber behandeln. Ganz ungerecht ist Heinemann gegen Gellert, Lessing überhebt er, bei Walter Müller vergißt er die Idyllen, bei Tieck die bedeutendsten Novellen, Achim von Arnim scheint er auch nicht ordentlich zu kennen, Arnbt wird ganz ungenügend behandelt, ebenso Julius Moser, dagegen fällt er natürlich auf Heine herein. Die Fortsetzung von Friedrich Michael lasse ich mir in ganzen gefallen. — Ein ganz neues Werk ist das „Handbuch der Deutschen Literaturgeschichte“ von Alois Vernt (Gebrüder Stieglitz, Gesellschaft m. b. H., Reichenberg in Böhmen), das ich mit seinen 800 Seiten als im ganzen wertvolle Arbeit — der Verfasser hat, wie er sagt, Dreiviertel der behandelten Dichtungen wirklich gelesen — bezeichnen muß. Kleine Fehler wären allerdings manche zu nennen: beispielsweise: man darf sich bei Luise von François nicht, wie es meistens geschieht, auf die „Letzte Melburgerin“ beschränken, muß auch „Frau Erdmutes Zwillingssöhne“ und die „Stufenjahre eines Glücklichens“ als ihre wichtige Zeitromane heranziehen; Gustav Freytag ist keineswegs die stärkste Persönlichkeit unter den Dichtern der Heimatkunst, er bedeutet neben J. H. Fehrs, Timm Kröger, Heinrich Söhren, Dietrich Spedmann nur wenig; Hans Hoffmann kommt nicht zu seinem Recht, ebenfalls Fontane nicht, der auch früher hätte behandelt werden müssen! Daß ich mit Wienhard die Forderung der Heimatkunst erhoben, erwähnt Vernt (der Ausdruck stammt übrigens von mir, Wienhard wollte nur „Los von Berlin“), aber von meinem dichterischen Schaffen weiß er nichts! — Wie Vernts Werk entstammt auch Dr. Johann Cernys „Die deutsche Dichtung“ (G. Freytag N. G., Leipzig) Deutschböhmen (deisen Schaffen wir ja jetzt unter allen Umständen hoch halten müssen). Ich habe auch an diesem Werke allerlei anzusehen: Schubart darf nicht nach den Stürmern und Drängern kommen, Salis-Seewis neben Matthison nicht vergessen werden, G. T. A. Hoffmann hat seinen Rang nicht erst durch unsere Zeit bekommen, Sealsfeld gehört nicht zwischen Baube und Venau, Hopfens Romane sind doch nicht wertlose Masfenware usw. usw. Cerny nennt mich auch als Dichter, wirft mich aber leider mit meinem Namensvetter Friedrich Bartels zusammen. — Die neueste Literatur haben Wolfgang Stammeler in seiner „Deutschen Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart“ (Ferdinand Hirt, Breslau) und Heinz Kindermann in „Das literarische Antlitz der Gegenwart“ (Mag. Niemeyer, Halle) behandelt. Bei Stammeler fand ich den famosen Satz: Wenn ich nicht lere, stammt es — das Schlagwort Heimatkunst — von K

Wienhard“ — ja, ich habe den braven Stammeler, weil er den Dichter Klaus Groth im Gegensatz zu Brindman ungerecht behandelte, einmal hergenommen, und nun hat er natürlich eine Lücke in seinem Gedächtnis. Bezeichnend ist es für ihn, daß in seinem Buche Hermann Vosford, der bedeutendste niederdeutsche Dramatiker, Margarete von Bülow, Georg Bünau, der Novellist, Otto Erler, Friedrich von Gagern, Hans Grimm, Robert Hohlbaum, Eberhard König, Otto zur Linde, Emil Rosenow, Karl Röttger, Fritz Stavenhagen, Hellmut Unger nicht vorkommen, selbst die großen Juden Alfred Döblin und Arnold Zweig vergißt er. — Ueber Kindermanns „Literarisches Antlitz der Gegenwart“ schreibe ich vielleicht noch ausführlicher. Das Büchlein bringt von Dichtern, die ich noch nicht behandelt habe, Ferdinand Brudner, Erich Ebermayer, Marieluise Fleißer, Otto Smelin, Heinrich Haufer, Otto Heuschele, Fred Hildenbrandt, Erich Kästner, Hermann Kesten, Arthur Kuhnert, Martin Lampel, Robert Neumann, Eugen Orner, Ludwig Renn, Max Reichle, Walter Erich Schäfer, Karl Ludwig Skutsch, Julius Sternheim, Manfred Sturmann, Georg von der Bring, führt also ein bißchen weiter. — Ich will bei dieser Gelegenheit auch gleich bemerken, daß das „Deutsche Literatur-Lexikon“ von Wilhelm Koch (Mag. Niemeyer, Halle) jüngst fertig geworden ist. Es ist im ganzen eine solide Arbeit. H. B.

Neue Bücher

Georg Bünau: Als Herr Walther im Lande war. Kulturbilder aus seiner Zeit. (Verlag Freunde der Wartburg, e. V., Eisenach.) Man hat in Deutschland Walthers von der Vogelweide 800jährigen Todesstag (d. h. den Tag weiß man nicht) gefeiert, mit Recht; denn der Dichter kann noch immer Vorbild sein. Das Bedeutendste, was zu dieser Feter gegeben worden ist, ist zweifellos die vorliegende Erzählung Georg Bünaus, des größten Geschichtsnovellisten, den unser Volk zur Zeit besitzt. „Alles, was in unserer Erzählung“, sagt der Verfasser in einem Nachwort, „an Geschichtlichem und Unverbürgtem genützt ist, soll bloß dazu dienen, ein mögliches und glaubhaftes Bild der Zeit und des Mannes Walthers zu geben. Eisenach ist schlechterdings die einzige Stätte deutscher Lande, für die der Daueraufenthalt des Sängers aus seiner eigenen Hinterlassenschaft feststeht, und wenn irgend eine Stadt sich heuer mit Recht auf eine Feter des reichs- und kaisertreuen Vogelweibers einstellt, so ist es eben die alte Landgrafenstadt im grünen Herzen des Reichs.“ So gibt Bünau vor allem ein Bild des Entstehens der Wartburg und des Lebens am Hofe Landgraf Hermanns, durchaus kulturhistorisch treu, nicht etwa das bei solchen Gelegenheiten übliche idealisierende Bild. Dann wird auch der Sängerkrieg geschildert, freilich nur flüchtig, im Anschluß an die bekannte Dichtung: „Und es entwich mit dem Satan auch sein Verländer Klingesor.“ Aber die Gestalt Walthers bleibt einem vor Augen und im Herzen, und das ist die Hauptsache. H. B.

Meta Schneider-Weckerling: Cornelia Goethe. Roman in Tagebuchblättern (Eugen Diederichs, Jena). Im sechsten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ berichtet Goethe bekanntlich ziemlich ausführlich über seine Schwester Cornelia, die in seinem Jugendleben doch eine verhältnismäßig bedeutende Rolle gespielt hat. Sie kommt dann auch im achten, neunten, zwölften, dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten, achtzehnten, neunzehnten Buch noch häufiger vor, im besonderen die Ausführung im achtzehnten Buch ist sehr eingehend und bringt Cornelias ganzes Schicksal, vor allem auch das ihrer Ehe mit Johann Georg Schloffer. In den „Annalen“ wird dann noch erzählt, daß „Niccolovius, zu Gutin wohnhaft, meine Nichte heiratete, die Tochter Schloffers und meiner Schwester.“ So ist jeder gebildete Deutsche einigermaßen über Cornelia Goethe unterrichtet. Ich begrüße es aber doch, daß ihr Schicksal nun auch in Romanform gestaltet worden ist, und daß dies eine Frau getan hat: Das weibliche Seelenleben in seinen Einzelheiten ist doch wohl nur von einer solchen voll herauszubringen. „Von ihr, Cornelia selbst“, berichtet Meta Schneider-Wecker-

ling in einer Nachschrift, „sind nur sehr wenige authentische Zeugnisse da, nur eine Anzahl Briefe, die sie, Tagebuch ähnlich, an ihre Freundin Katharina Fabricius in Worms mit achtzehn Jahren schrieb.“ Einzelne Stellen aus ihnen, die besonders bezeichnend sind, hat die Verfasserin ihrem Roman wörtlich eingefügt: „Besser, wie Cornelia sich über ihr Erlebnis hier ausdrückt, kann es kein Dichter“, meint sie. „Scht ist auch Schlossers „Ehstandszene“, heißt es dann noch weiter, „die er tatsächlich damals drucken ließ. Ebenso Verse und Selbstzeugnisse Lenzens. Die Briefe Vilas an Böhme und Herder, jener Empfindsamen in Darmstadt, sind authentisch, ebenso wie die Gedichte Merz und Goethes aus jener Zeit. . . Ich behielt das dünne eiserne Gerippe der Geschichte streng bei, alle Daten stimmen. An diesem dünnen, wahrhaftigen Gerippe rankt sich mein Roman empor: die poetische Wahrheit.“ Wir wollen ihr vollkommen recht geben. Der Roman zerfällt in zwei Bücher: „Jugend“ und „Ihr Leiden und Sterben“. Unterabteilungen sind: „Am Hirschgraben in Frankfurt“ (Verhältnis von Vater und Tochter), „Harry Duplon (die erste und stärkste Liebe zu einem jungen Engländer, der übrigens eine historische Gestalt ist — Heinemann und Bielschowsky nennen ihn nicht, wohl aber Vode), „Aus den Tagebuchblättern“, „Die Empfindsamen in Darmstadt“, „Als junge Frau in Emmendingen“, „Nuzklang“. Das Buch bringt ein Duzend guter Abbildungen: Cornelia Goethe, Goethes Geburtshaus, Goethe um 1765, Goethes Großvater Johann Wolfgang Textor, Charitas Meigner, Musikalische Unterhaltung am Hofe der Landgräfin Karoline zu Darmstadt, Johann Georg Schlosser, Cornelia im Frühjahr 1773, Goethe 1775, Alt-Emmendingen um 1830, Jakob Michael Reinhold Lenz, Schlossers Wohnhaus in Emmendingen. N. B.

Georg Grabenhorst: Die Gestirne wech-seln. Roman (Kochler & Amelang, Leipzig). In der Mainnummer 1929 des „Deutschen Schrifttums“ besprach ich Georg Grabenhorsts Kriegsroman „Fahnenjunker Volkenborn“ und hob an ihm das gesunde Empfinden und den Glauben an Gott und das deutsche Volk kräftig hervor. Dieser Roman ist nun gewissermaßen seine Fortsetzung: er stellt die Erlebnisse eines Kriegsteilnehmers, der einen Ruhr bekommen hat und nun in einer Kreditbank arbeitet, während der Inflationszeit dar. Ernst Wasse ist künstlerisch veranlagt, nimmt aber doch sein Schicksal tapfer auf sich und kommt durch allerlei Anfechtungen hindurch zu neuer fester Lebenshaltung, die durch das Verhältnis zu einem tüchtigen Mädchen auch Zukunftsgewähr bietet. Es wird ein sehr großes Stück heutigen deutschen Lebens in dem Roman dargestellt. Vor allem kommt auch die Kreditbankatmosphäre mit ihren zahlreichen männlichen und weiblichen Angestellten gut heraus — man hat ja in unseren Tagen manchmal den Eindruck, daß diese Art „Finanz“ jetzt den Mittelpunkt des deutschen Lebens bilde. Nicht viel weniger interessant ist dann die Sanatoriums-sphäre — in Oberbayern, nicht wie in Thomas Manns „Bauernberg“ in der Schweiz. Reisen durch Thüringen und nach Italien unterbrechen das berufliche Einerlei. Die rettende Rentenmark fehlt zum Schluß auch nicht: Die Kurve steigt — hoffentlich noch immer für uns alle! N. B.

Jack London: Die Goldsucht. Zwei egotische Erzählungen (Reclams Universalbibliothek Nr. 7070). Jack London ist eine Weltberühmtheit, seine Werke sind auch in Deutschland stark verbreitet, im besonderen durch die Sozialdemokratie, die ihn zu den Ihrigen rechnet. In dem Schaufenster der Weimarer sozialdemokratischen Buchhandlung — natürlich haben auch wir eine — fand ich einmal ein ganzes Duzend seiner Werke (der Universitas-Verlag Berlin hat nicht weniger als 23 Bände veröffentlicht) ausgestellt. Nun bringt die Universalbibliothek zwei seiner Erzählungen, „Die Goldsucht“ und „Auf der Malakoa-Matte“, übersetzt von Erwin Magnus, und ich muß, nachdem ich sie gelesen, gestehen, daß ich etwas enttäuscht bin: Von einem Arbeiterdichter hatte ich etwas anderes erwartet. Die erste der Erzählungen, „Die Goldsucht“, ist einfach Bret Harle, und die zweite „Auf der Malakoa-Matte“ einfach Stevenson. Darum will ich Jack London die Begabung nicht abprechen: Beide Geschichten sind sehr gut gemacht und jesseln, doch das Besondere, das die wertvolle Persönlichkeit Darlegende, fehlt. Aber ich muß freilich wohl an die großen Romane Jack Londons: „Der Sohn des Wolfs“, „Der Seewolf“.

„Martin Eden“ usw., heran, wenn ich ihn richtig würdigen soll. N. B.

Franz Herndl: Das Käuzerl. Eine österreichische Mundart-Dichtung aus dem Donautale bei Grein (St. Pirngreuber, Linz a. d. Donau). Das idyllische Epos in Hexametern ist in Deutschland doch nie ausgestorben: Von Johann Heinrich Voss geht es über Goethe, Mörike, Hebel, Klaus Groth, Grosse, Saar, Falle, Hauptmann bis in unsere Zeit. Manches ist ja auch in der Mundart. In die aufgeführte Dichterreihe gehört nun auch der Oesterreicher Franz Herndl, Oberrechnungsrat in Wien, geb. 1866 zu Grein, der sich seinen Ruhm durch die beiden Romane „Das Wörtherkreuz“ und „Die Trübsburg“ erworben: Nachdem er sich zunächst auf dem idyllischen Gebiet mit der mundartlichen Liebesgeschichte „D' Rezl“ versucht, hat er jetzt in seinem „Käuzerl“ ein richtiges kleines idyllisches Epos gegeben, das zunächst sehr große drilliche Bedeutung hat — es gibt so etwas wie eine notwendige Heimatkunst —, aber auch allgemeinere Geltung beanspruchen kann, eben im Rahmen der deutschen Hexameterdichtung, die auch die Benutzung der Mundart nicht ausschließt. Ich habe mich im besonderen über die ersten drei Gesänge der Dichtung, „D'a Nobel-tanz“, „Unter Bliz und Dunner“, „D'a Wächter von Grein“ gekreut, die treffliche Zeit- und Ortsbilder betragen. Dann kommt die Liebesgeschichte Hans und Lori, die auch nicht zu verachten ist. N. B.

Sildegard Behr: Aus deutscher Seele. Gedichte (Kolberg, Verlag Georg Stegenwalner). Sildegard Behr ist nach dem Kürschner am 20. September 1905 zu Kolberg geboren, also halb 25 Jahre alt. Die Lyrik, die dieser nicht gar zu dünne Band bringt — man weiß, daß das verfloßene Jahrzehnt das der ganz kleinen lyrischen Wändchen war —, ist reif und wird der Dichterin ihre Stellung schaffen. Er zerfällt in die Abteilungen „Fahrtreis“, „Wanderungen“, „Deutschland“, „Traum und Leben“. Mich interessierte selbstverständlich die Abteilung „Deutschland“ am meisten. Sie beginnt mit „Johannisnacht“:

Hell-lobend steigt das Licht empor
Zur Sternenpracht.
Das Flammenlied, gejauchzt im Chor,
Verweht in Nacht.

In jungen Herzen glüht ein Schwur,
So fromm und rein —
Und ist doch heißes Beten nur:
„Daß deutsch uns sein!“

Daß wachsen einst im Flammenbrand,
Wenn tieft das Leid,
O Herrgott, unser deutsches Land
Zur Einigkeit!

„Der Tod der elf Schillischen Offiziere“, „Königin Luise“, „18. Oktober 1814“, „Klage um Straßburg“, „Deutschlands Helben“, „Jedem Verräter!“, „Mitternächtlige Gloden“, „Berkehrung“, „Mein Glaube“, „Das Bild“ sind die weiteren vaterländischen Stücke. N. B.

Karl Benndorf: Adam Friedrich Dejer, der Zeichenlehrer Goethes. Auf Grund unveröffentlichter Briefe. Illustriert (Leipzig, Theodor Thomas). Ueber seinen Lehrer Dejer berichtet Goethe ziemlich ausführlich im 8. Buch von „Wahrheit und Dichtung“. Es gibt auch eine wissenschaftliche Biographie dieses sächsischen Malers von Alphons Dürr. Aber im allgemeinen weiß man in Deutschland heute sehr wenig über die Lebensverhältnisse und Tätigkeit des aus Breßburg stammenden Künstlers, der als Freund Bindelmanns und Führer zur Antike für unsere Kulturentwicklung von sehr hoher Bedeutung ist. So ist dieses nicht sehr umfangreiche Buch, das im Anschluß an die in der Leipziger Stadtbibliothek aufbewahrten 209 Briefe von Friederike Dejer, der ebenfalls aus Goethes Leben bekannten Tochter des Malers, ein Bild seines Lebens und Schaffens gibt, warm zu begrüßen. Es bringt auch 8 Abbildungen, die einen Begriff von der Kunst Desers verleihen. Am meisten haben mich in dem Buche die drei mitgeteilten Briefe Friederikes gefesselt, die außerordentlich frisch und lebendig sind. In den ersten schildert sie ihren faulen Bruder aus: in dem zweiten schildert sie ihr Leben

während des siebenjährigen Krieges auf dem Gute Tahlen des Grafen Münau zwischen Wurzen und Oschatz, und in dem dritten das plötzliche Sterben ihres Vaters im Jahre 1799. Vielleicht werden noch weitere der Briefe, die alle in die Verwandten in Straßburg gerichtet sind, gedruckt: „Friederike berührt“, wie Benpovsky sagt, „in ihnen nicht nur die engsten Familienverhältnisse, sondern auch alle wichtigen literarischen und interessanten Begebenheiten, die sich in ihrer nächsten Umgebung abspielten.“ Sie ist die typische lebenswürdige Sächsin, und für die muß man als guter Deutscher immer etwas übrig haben. A. D.

Frédéric Soret: Zehn Jahre bei Goethe. Erinnerungen an Weimars klassische Zeit 1822–1832. Aus Sorets handschriftlichem Nachlaß, seinen Tagebüchern und seinem Briefwechsel zum erstenmal zusammengestellt, übersetzt und erläutert von H. H. Houben. Mit 39 Abbildungen und Facsimiles (F. A. Brockhaus, Leipzig). Prof. Dr. H. H. Houben hat im Jahre 1925 bei Brockhaus die 21. Originalausgabe, Originalausgabe der Gœttermannschen „Gespräche mit Goethe“ herausgebracht, die unzweifelhaft die sorgfältigste und gründlichste aller vorhandenen Ausgaben ist — sie hat auch ein Nachwort des Herausgebers von 120 Seiten und nicht weniger als 158 Abbildungen. Nun tritt das vorliegende Buch gewissermaßen als Ergänzung hinzu. Wie man weiß, war der Genfer Friedrich Soret der Lehrer des Erbprinzen Karl Alexander von Weimar, und Gœttermann berichtet in der Vorrede zu dem 3. Teil (Nachtrag) seiner Gespräche, daß Soret ihm ein aus seinen Tagebüchern zusammengestelltes kleines (französisches) Manuskript in dem Sinne übergeben, „daß es ihm gestattet sein solle, das Beste und Interessanteste in seinem dritten Bande chronologisch zu verweben.“ Das hat er denn auch getan, aber selbstverständlich kamen Sorets Aufzeichnungen dabei nicht zu ihrem vollen Recht. Im Jahre 1906 hat dann der Direktor des Weimarer Staatsarchivs Geh. Hofrat Dr. G. A. H. Durlhardt „Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret, nach dem französischen Texte als eine bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe des dritten Teils der Gœttermannschen Gespräche“ veröffentlicht, aber die Ausgabe ist nach einer ungenügenden Abschrift gefertigt. So ist es denn sehr verdienstlich, daß Houben nun an das Originalmanuskript der Tagebücher herangegangen ist. Er begnügt sich aber nicht mit den Tagebüchern, sondern zieht auch Sorets Briefe an Goethe, Ottilie von Goethe, an seine Genfer Verwandten usw., dann Goethes und Ottiliens Briefe an ihn, ja, die Briefe Weimarer Zeitgenossen, in denen er erwähnt wird, selbst noch Karl Alexanders Erinnerungen heran, so daß denn etwas wie ein allseitiges Bild des Weimars der letzten zehn Jahre vor Goethes Tod entsteht. Ich will hier keine eingehende Besprechung des Buches geben, will nur berichten, daß ich es an zehn Abenden, jeden Abend ein Jahr, mit großem Vergnügen durchgelesen habe: man erkennt doch wieder, wie weit die Weimarsch-Goetheische Welt allezeit war, und auch das viele Sachwissenschaftliche — Soret war auch ein guter Morpholog — hört durchaus nicht. Wie klar Soret, trotz seines französischen Blutes — freilich war er ja Genfer — Goethes Bedeutung erkannte, zeigt die Bemerkung in einem Briefe an Goethe vom 17. Juli 1825: „Da ich eben Voltaire nannte, so mögen Ew. Excellenz wissen: ich gehöre nicht zu denen, die es für ein Kompliment halten, Sie den „Voltaire des Nordens“ zu nennen; für einen Namen von Weltruf ist das keine Schmeichelei, auf Wieland würde die Bezeichnung besser passen.“ Es findet sich auch allerlei, was über Weimar hinausweist: Die Namen O. A. D. Wolff, Wil von Döring, Karl Spindler mögen genannt sein. — Auch zu diesem Buche gibt Houben ein großes Nachwort (S. 659–763). An Abbildungen und Facsimiles sind 39 da, darunter eine ganze Reihe weniger bekannter, ich nenne nur das Jugendbildnis und ein Facsimile Karl Alexanders, für dessen Jugendleben das Werk überhaupt eine wichtige Quelle ist — wann kommt die große Biographie dieser Fürstengestalt, die kulturhistorisch nicht weniger wichtig ist als die ihres Großvaters Karl August? A. D.

Was Zeitschriften und Zeitungen

Der große Stresemann. Der „Friedicus“ schreibt: Die Bemühungen der gewissen Presse, den verstorbenen Reichsaussenminister Dr. Stresemann als den Befreier der Rheinlande zu feiern, sind vergeblich geblieben. Es ist für den, der Mitgefühl mit dem tragischen Geschick des vor einem Jahre Verstorbenen hat, peinlich zu erleben, wie wenig man in diesen Tagen Stresemanns gedacht hat. In der Fundgebung der Reichsregierung anlässlich der Räumung des besetzten Gebietes kommt nicht ein einziges Mal der Name Stresemanns vor, so daß die preussische Regierung sich bewogen fühlte, dagegen Einspruch zu erheben. Damit hat sie von ihrem Standpunkt ganz recht. Denn dieses Schweigen paßt schlecht zu der Uberschwenglichkeit, mit der man den toten Stresemann pries. Man soll die Toten ruhen lassen und an ihnen nicht mehr herumwälzen, aber man soll in Deutschland endlich damit aufhören, dem Volk und der Welt einreden zu wollen, Stresemann sei der große Staatsmann gewesen, als den seine Freunde ihn priesen. Wäre Stresemann wirklich mehr gewesen, als ein mehr oder weniger geschickter Unterhändler im Verkehr mit den Feinden, wäre seine Größe wirklich überragend gewesen, er würde nicht nur nach einem Jahr, sondern nach zehn, nach zwanzig, nach hundert Jahren in den Herzen seiner Freunde und seiner Gegner weiterleben. Bismarck war groß, Friedrich der Große war groß. Sie wird das deutsche Volk, eincrei wie es zu ihnen eingestellt ist, niemals vergessen. Aber Größe läßt sich nicht, auch nicht im Jahrhundert des Verkehrs und der Druckerchwärze, künstlich emporzüchten. Größe läßt sich nicht vorkäufeln, Größe muß da sein. Und so bleibt's dabei, daß Stresemann zwar ein kluger, fleißiger und ganz gewiß vom besten Willen befeuert gewesener Beamter war, daß er aber niemals in die Reihe der historischen Persönlichkeiten gehört, die auf das Prädikat „groß“ Anspruch haben. (Außer Stresemann werden auch Fritz Ebert und Walter Rathenau zielbewußt gepriesen. Es wird ebenso wenig etwas helfen.)

Kürzere Mitteilungen

An mein Vaterland.

Von Conrad Aez.

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Palm auf deinen Roggenfeldern,
Und schutzlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand
Dich mehr und weniger mich selbst zu lieben.
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland!

Hat es auch Manna nicht auf dich geregnet,
Hat doch dein Himmel reichlich dich gesegnet.
Ich sah die Wunder süßlicherer Zonen,
Zeit ich zuletzt auf deinem Boden stand;
Doch schöner ist als Palmen und Zitronen
Der Apfelbaum in meinem Vaterland.

Land meiner Väter! länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden, wie der deine.
Nie wird das Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

Conrad Aez, der Deutsch-Amerikaner, verließ in der vormärzlichen Zeit sein Vaterland. Die Kenntnis dieses Gedichtes und die Möglichkeit der Veröffentlichung verdanken wir Herrn Prof. Dr. Wahl, Direktor der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek. Das Gedicht (hier etwas gekürzt) ist bis jetzt ganz unbekannt geblieben. Möchte es seinen Weg in die Lesebücher finden!

Verantwortlich: Prof. Adolf Bartels, Weimar,
Lieferung für den Buchhandel: F. Volkmann,
Druck: Verlag C. S. S. S. S. S.

Elisabethstraße 23. — Bezug nur durch den Buchhandel; Aus-
Kommissionsgeschäft, Leipzig, Hospitalstraße 16
G. m. b. H. Verlu.